

IX.

Reise von Sumatra nach Pontianak auf Borneo im Jahre 1846.

Im Juli 1846 wurde mir durch die niederländisch-ostindische Regierung der Auftrag zu Theil, mich nach Pontianak, einem der Hauptplätze der Westküste von Borneo zu begeben, um von hier aus so weit als möglich in's Innere der Insel vorzudringen und eine topographische Aufnahme der zu durchreisenden Länder auszuführen. Ich befand mich, als ich diesen Befehl erhielt, zu Padang auf der Westküste Sumatra's und machte die Ueberfahrt nach Batavia auf demselben Dampfschiff, welches den Befehl für mich überbracht hatte.

Der Schiffsverkehr im Archipelagus ist noch immer sehr mangelhaft, indem die in diesen Gewässern stets herrschenden Windstillen ihn verzögern und ungemein erschweren. Es ist deshalb nichts Ungewöhnliches, daß eine Reise von Batavia nach Sumatra oder Borneo 40 bis 50 Tage, nach den Molucken sogar bisweilen 3 bis 4 Monate dauert. Es giebt deshalb auch keine Gegend der Welt, wo die Anwendung von Dampfschiffen nothwendiger wäre und größeren Nutzen bringen würde, als hier. Erst in den letzten zehn Jahren scheint man dies einigermaßen begriffen zu haben, doch sind die wenigen Dampfer, welche man in diesem Zeitraum nach und nach angeschafft hat, noch lange nicht ausreichend, und erst dann, wenn die Zahl drei- und vierfach stärker sein wird, würde das nothwendige Bedürfniß erfüllt sein. Ein anderer großer Vortheil ergäbe sich dadurch noch für die niederländische Regierung, daß sie einige Tausend Mann Landtruppen ersparen könnte, indem man durch die Dampfschiffe im Stande wäre, mit großer Schnelligkeit Truppen nach den verschiedenen Punkten des Archipelagus zu senden, welches jetzt nur mit großem Zeitverlust möglich ist, so daß die Regierung sich noch immer genöthigt sieht, auf

allen Inseln und besetzten Punkten mehr oder weniger große Garnisonen zu unterhalten.

Eine directe Handelsverbindung der verschiedenen Inseln untereinander findet eigentlich gar nicht statt. Wer z. B. von Sumatra nach Borneo reisen will, muß immer erst nach Java gehen. Gleicherweise muß Jeder, der die Absicht hat, sich von Borneo nach den Molukken oder einer anderen Insel zu begeben, über Java reisen. Java ist somit der Central-Punkt der Schifffahrt und des Handels, wohin von allen Richtungen Schiffe kommen und von wo sie wieder abfahren. Doch selbst diese Schiffe sind, mit wenigen Ausnahmen, in arabischen, malaiischen oder chinesischen Händen. Obgleich zu den Fahrten an der Küste und nach den benachbarten Inseln keine sehr ausgebreitete nautische Kenntnisse gehören, so mangeln diesen Schiffen doch gewöhnlich selbst die unentbehrlichsten. Die niederländische Regierung hat daher die Maßregel getroffen, daß jeder der Schiffspatrone einen europäischen Steueremann in Dienst haben muß; doch dieselben sind weit entfernt, das zu sein, was sie auf europäischen Schiffen sind; gewöhnlich sind es nur etwas routinirte Matrosen oder Steuermannslehrlinge von holländischen Fahrzeugen, welche ihre Carrière aufgegeben haben. Die Matrosen bestehen aus Javanen und Malaien, welche bei gutem Wetter ziemlich brauchbar, bei Sturm und Seegefahr dagegen verzagen und die Arme hängen lassen. So schlecht also auch im Allgemeinen Fahrzeuge und Bemannung sind, so ist die Regierung doch gezwungen, sie zur Versendung von Beamten und Militair, sowie von Regierungseffecten nach den verschiedenen Garnisonen und Küstenstädten des Archipelagus zu gebrauchen, da bei dem täglichen Wechsel des Beamtenpersonals die Regierungsschiffe nicht ausreichen.

Um nach Pontianak zu gelangen, mußte ich mich zuerst nach Surabaja, der bekannten Handelsstadt auf Java, begeben, weil von Batavia aus keine directe Schiffsverbindung mit der Westküste von Borneo besteht. Ich übergehe die Seereise von Batavia nach Surabaja, welche ich auf einem arabischen Küstenfahrer machte, weil sie keine Veranlassung zu besonderen Beobachtungen darbot.

Surabaja erreichte ich den 9. August und erfuhr, daß ich wohl einige Wochen auf Schiffsgelegenheit nach Pontianak würde warten müssen. Surabaja ist eine schöne, regelmäßig, beinahe im holländischen

Styl erbaute Stadt; hier, wie in Batavia und Samarang, wohnt der größte Theil der chinesischen Bevölkerung in eigenen Stadttheilen, woran sich die Vorstädte oder vielmehr indischen Dörfer, vermischt mit Vila's und Landhäusern, anschließen. Außer den europäischen Beamten, Offizieren und Kaufleuten besteht die Bevölkerung zum großen Theil aus Mischlingen, d. h. aus Kindern von Europäern mit javanischen oder malaischen Frauen, welche Race eigentlich bis jetzt keinen Namen erhalten hat, da der holländische Name *Liplap* mehr ein Scheltname ist und auch für eine Beleidigung angesehen wird, wenn man denselben gebraucht. Diese Mischlinge selbst umgehen dies und gebrauchen gewöhnlich das Wort *inländisch Geborener* oder *inländisch Kind*, wenn sie ihre Race bezeichnen wollen. *Surabaya* ist für den Militair eine beliebte Garnison und das gesellige Leben gemüthlicher, als auf *Batavia*. Nach einem Aufenthalt von beinahe 8 Wochen wurde mir am 10. endlich die ersehnte Nachricht zu Theil, daß ein Schiff aus *Pontianak* angekommen sei, um eine Ladung *Taback* einzunehmen, und daß ich mich bereit halten könne, den 18. September mich einzuschiffen. Das Schiff, welches mich nach *Pontianak* überführen sollte, ein großer Dreimaster, führte den Namen *Fatil-Salem*; leider aber traf ich den Schiffspatron nicht, sondern nur einige Matrosen und einen Verwandten des Eigenthümers, welcher für jetzt die Aufsicht zu haben und eine *Alt Araber* zu sein schien. Mein Interesse erregte auf dem Schiffe besonders ein halbausgewachsener *Drang-utang*, welcher einem der Matrosen gehörte und mir für 50 Gulden zum Kauf angeboten wurde; da ich aber selbst in's Land der *Drang-utang's* hinüberschiffen wollte, so lehnte ich den Handel ab. Einige Tage vor meiner bestimmten Abreise stellte sich mir der Eigenthümer des Dreimasters *Fatil-Salem* vor, um mir einen Gegenbesuch zu machen, da er gehört, daß ich ihn schon an Bord aufgesucht hätte. Es war ein junger Mann von etwa 25 Jahren, von augenscheinlich malaischer Abkunft, in arabischer Tracht und zwar in ziemlich schreienden Farben. Seine Haltung erschien mir etwas steif und gezwungen, welches ich jedoch seiner, wie ich zu erkennen glaubte, ungewohnten Kleidung zuschrieb. Da ich suchen mußte, auf der Uebefahrt mit meiner Umgebung, wo möglich, auf gutem Fuß zu stehen und sich mir hier das Haupt derselben präsentierte, so fing ich damit an, ihn „*lieber Capitain*“ zu nennen und ihm eine Cigarre zu

präsentiren. Das wirkte vorzüglich gut; er bot mir alle seine Dienste an, um mir den Aufenthalt auf dem Schiff bequem zu machen. Durch den Plazmajor war ihm mitgetheilt, daß außer mir noch 17 Soldaten und 1 Unteroffizier zur Verstärkung der Garnison von Pontianak mitgingen, worüber ich den Befehl während der Reise führen sollte, deren Nüchternheit der Capitain aber nicht recht traute, weshalb er mich ersuchte, den mitzunehmenden Genever unter eigene Verwahrung zu nehmen. Ebenso erklärte er mir, daß er nicht im Stande sei, für mich kochen zu lassen. Ueber den ersten Punkt beruhigte ich ihn vollkommen, und was den zweiten anbelangte, so hatte ich eben einen neuen Kochkünstler halber bengalischer Abstammung engagirt. Derselbe hatte sehr lange Beine, das Kennzeichen seiner Race, womit er allen Gefahren Troß bieten wollte. Endlich erschien der ersuchte Tag meiner Abfahrt, und nachdem ich noch einige Borräthe eingekauft, begab ich mich nach der Rhede. Zahlreiche Tambangan *) liegen hier jederzeit bemannt mit zwei Rudern, wenn der Wind zu ungünstig ist, um zu segeln. Die Eigenthümer dieser Kähne sind Javanen, welche bei dieser Beschäftigung ihre Landesracht abgelegt haben und meist mit langen Beinkleidern, Strohhüten und Matrosenhemden bekleidet sind. Der Preis der Ueberfahrt nach einem auf der Rhede liegenden Schiffe betrug 1 Gulden. So kam ich denn Nachmittags 4 Uhr am Fatil-Salem an. Das Detachement war bereits seit einigen Stunden an Bord, und die glühende Gesichtsfarbe der meisten meiner Soldaten ließ mich glauben, daß ich zu spät gekommen und die Befürchtungen meines würdigen Capitains bereits in Erfüllung gegangen seien; der Unteroffizier erklärte mir jedoch, daß der mitgenommene Genever unter gutem Verschuß sei, daß aber der Abschied von Surabaja von Einigen vielleicht zu stark gefeiert worden wäre. Die Verpflegung der Soldaten soll eigentlich von den Schiffseigenthümern gegen eine sehr ansehnliche Vergütung der Regierung geschehen; viele derselben ziehen es jedoch vor, sich damit nicht zu befassen, und in diesem Falle beziehen die Soldaten die Vergütung und machen selbst ihre Einkäufe an Lebensmitteln, welche dann unter Verwaltung der Unteroffiziere oder Detachements-Führer am Bord gekocht werden. Ebenso wird für die gebräuchliche tägliche Geneverration eine verhältnißmäßige Menge mitgenommen.

*) Tambangan ist der malaiische Namen für einen Kahn.

Da die Zusammenstellung und Einrichtung der niederländisch-ostindischen Armee wenig bekannt ist, so halte ich es für passend, mit einigen Worten deren Beschaffenheit anzudeuten.

Sämmtliche reguläre Truppen in Indien mögen etwa 20000 Mann betragen, wovon ungefähr der vierte Theil aus Europäern und ein anderes Viertel aus Negersoldaten besteht, welche vor einigen Jahren in der niederländischen Besitzung El Mina auf der Westküste Afrika's angekauft, angeworben und als Rekruten nach Ostindien verführt wurden. Diese Werbung hat jedoch seit einigen Jahren aufgehört, und, wie ich meine, auf Grund von Reclamationen der englischen Regierung, welche darin eine Art Sklavenhandel zu erblicken glaubte. Die eigentliche Absicht war vielleicht, die niederländischen Colonien dadurch indirect zu schwächen. Außer diesen europäischen und afrikanischen Corps besteht die andere Hälfte der Armee aus indischen Soldaten von den verschiedenen Inseln, meistens aber aus Javanen, zum kleineren Theil aus Bugis und Amboinen.

Die ganze Armee ist in Bataillone zu 6 Compagnien getheilt, wovon die beiden Flaqueur-Compagnien gewöhnlich Europäer oder Afrikaner sind, während die 4 Centrum-Compagnien aus Indiern bestehen. Bei den indischen Compagnien sind die Unteroffiziere zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Indier. In Offizieren werden nur wenig indische Unteroffiziere befördert; entweder nur im Kriege ausgezeichnet brave Soldaten oder in Friedenszeiten Söhne aus verarmten vornehmen Familien. Drei Vierteltheile der Offiziere sind daher auch bei den indischen und afrikanischen Compagnien Europäer.

Bei den europäischen Soldaten bleibt in moralischer Beziehung allerdings viel zu wünschen übrig. Der Holländer selbst tritt nicht in indische Militärdienste, wenn er nur irgend eine andere Existenz findet. Ein zu starkes nationales Vorurtheil herrscht nämlich bis auf den heutigen Tag im Mutterlande gegen den Colonial-Militärdienst. Die bekannte Seelenverkäuferei im 17. und 18. Jahrhundert beweist hinlänglich, daß man damals außergewöhnliche Mittel anwenden mußte, um sich militärische Kräfte für die Colonien zu verschaffen, und ebenso ist Holland heute noch in der Nothwendigkeit, Werbungen im Auslande, namentlich in Deutschland, zu veranstalten, und man kann wohl annehmen, daß von den Truppen, welche nach Indien gehen, die Hälfte

Ausländer sind. Was die für den Dienst angeworbenen Holländer betrifft, so ist der größte Theil aus den Straf-Compagnien gewonnen, also der Ausschuß der holländischen Armee; die Ausländer sind zum Theil von demselben Kaliber, ein anderer Theil aber besteht aus anständigen Leuten, welche, unbekannt mit den indischen Verhältnissen, in der Hoffnung auf Avancement in Dienste treten. Namentlich rechne ich dazu eine bedeutende Anzahl gewesener Offiziere und Fähndriche, welche durch eigene Fehler oder Unglück ihre Carrière in Europa hatten aufgeben müssen. Die meisten dieser Leute täuschen sich, und nur einem etwa von 20 gelingt es, sich wieder zum Offizier emporzuarbeiten. Der Grund hiervon ist, daß Holland selbst genug Aspiranten hat, welche als Offiziere in Indien angestellt zu werden wünschen, und daß, wenn man vor 30 und mehr Jahren vielleicht eine zu große Anzahl Ausländer zu Offizieren beförderte, dies in neuerer Zeit den Mißmuth der Nation erregt zu haben scheint, so daß man sich veranlaßt fühlte, zu dem anderen Extrem überzugehen, d. h. gar keine Ausländer oder nur mit sehr wenig Ausnahmen zu befördern. Ich kann hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, daß die überaus biedere und rechtliche holländische Nation sich auf ihre eigenen Kräfte beschränken oder bei den Werbungen gleich feststellen möge, daß kein Ausländer Offizier werden dürfe. Dadurch wüßte jeder klar und deutlich, was er zu erwarten hätte, und die Werbung würde dann nur jenen kleinen Theil einbüßen, welcher bisher mit chimärischen Hoffnungen auf Avancement in den Dienst trat.

Aus dem Obengesagten möge man übrigens nicht schließen, daß die ostindische Armee ihrem Zweck nicht entspreche, indem ich nur vom moralischen Standpunkt und in der Hinsicht auch nur von dem europäischen Theil gesprochen habe. Die drei übrigen Viertel der Armee, welche aus Indiern bestehen, zeichnen sich durch ein ruhiges und gehorsames Betragen aus, und was persönlichen Muth anbelangt, so sind die Bugis *) den Europäern beinahe überlegen, und auch die Javanen und Amboinen **) können ihnen vielleicht gleichgestellt werden.

*) Bugis, ein Volksstamm auf Celebes von muhammedanischer Religion, der mit den Javanen auf gleicher Bildungsstufe steht. v. K.

**) Die verschiedenen Bewohner der Molucken bezeichnet man mit dem allgemeinen Namen Amboinen, wenn sie als Soldat engagirt sind; es sind viele sogenannte Christen dabei. v. K.

Das Offizier=Corps ist in den letzten zehn Jahren durch fähige und gebildete junge Holländer recht sehr verbessert worden; besonders aber bilden die Offiziere der Artillerie ein ausgezeichnetes Corps.

Es werden jährlich 1000 bis 1200 Mann von Holland aus, und zwar in kleinen Transporten von nicht über 200 Mann, nach Indien befördert. Wenn dieselben in Batavia ankommen, werden die solidesten zurückbehalten; der Rest geht nach Samarang, Surabaja, Padang und den übrigen größeren Garnisonen und Depôts. Hier werden wieder die Besten zurückbehalten, und den Ueberrest versendet man endlich nach entlegeneren, kleineren Posten. Die letzten haben in der Regel noch mehrere kleinere Posten von 10 bis 40 Mann zu besetzen, wozu noch einmal eine Auswahl getroffen wird. So war also die nach Pontianak bestimmte Mannschaft wirklich eine ausgesuchte Waare.

Der Name meines Schiffspatrons war Abdarachman, von Geburt ein Bugis, dessen Großvater sich vor 50 Jahren auf Pontianak als Kaufmann niedergelassen und hier Reichthümer erworben hatte, so daß er im Besitz von mehreren Schiffen war. Eben jetzt kehrte er wieder mit einer Ladung javanischen Tabacks nach Pontianak zurück. Außer ihm waren 5 bis 6 Bettern und Verwandte und 12 bis 15 javanische Matrosen an Bord. Einer dieser Bettern war der Steuermann und das eigentliche Factotum, d. h., er hatte die Reise nach Surabaja mehr als 20 Mal gemacht; zugleich war er im Besitz einer alten Seekarte, eines Transporteurs, Zirkels und Compasses, und mit Hilfe dieser 4 Instrumente fand er seinen Weg nach Java und wieder nach Hause. Die Matrosen waren ziemlich geübt und bei gutem Wetter brauchbar.

Nach und nach machte ich Bekanntschaft mit meiner Umgebung. Außer den 6 Bettern waren noch 4 arabische Kaufleute als Passagiere mit, welche jeder auf eigene Rechnung eine kleine Fracht Taback und andere Waaren an Bord hatten. Einer von ihnen war ein Neffe des Sultans von Pontianak; allen jedoch konnte man ansehen, daß sie nicht rein arabischer Abkunft waren. Wirklich erfuhr ich später, daß sie von malaiischen Müttern abstammten. — Abdarachman mit seinen Bettern waren reine Bugis, und obwohl die Bugis ebenfalls zur malaiischen Race gehören, und ihr Neußeres sich wenig von dem der Malaien unterscheidet, so steht diese Nation doch im Allgemeinen in größerer Achtung im Archipelagus, weil sie durch ihren anerkannten persönlichen Muth

von den Malaien und Javanen sich vortheilhaft unterscheiden und so eigentlich die Spartaner des Archipelagus genannt werden könnten.

Sowohl bugische, als malaiische Kaufleute legen, wenn sie nach Java kommen, die arabische Kleidung an, weil man ihnen dann mehr Ehrfurcht bezeigt, und, wenn sie sich auch nicht für reine Araber ausgeben, welchem ihr Aeußeres widersprechen würde, so lassen sie doch hierdurch errathen, daß sie Abkömmlinge von Arabern sein könnten. Auf diese Weise lernte ich also meinen Abdarachman in arabischer Kleidung kennen. Er wäre mir als Bugis eben so werth und noch lieber gewesen, da ich weit mehr Achtung vor der bugischen Nation, als vor dem geizigen und unrühmlich bekannten Charakter der arabischen Kaufleute im Archipelagus habe.

Man erwartete den Landwind um die Anker zu lichten; hierzu war jedoch erst gegen 10 bis 11 Uhr Nachts Aussicht. Während dieser Zeit stellte ich meine Betrachtungen an, und machte die Bemerkung, daß alle 2 Stunden $\frac{1}{2}$ Stunde gepumpt wurde. So erfuhr ich endlich, daß das Schiff, ein altes, für größere Reisen nicht mehr brauchbares europäisches, in Surabaja für 3000 Dollars angekauft worden sei, und daß Abdarachman's Vater außer diesem noch 4 ähnliche Fahrzeuge hätte, welche auf dieselbe Weise gepumpt werden müßten, endlich, daß man dies gar nicht mehr anders gewöhnt wäre. Im Grunde war bei ruhigem Wetter keine Gefahr, und da in diesen Gewässern sehr selten Stürme vorkommen, so war ein solcher auch diesmal nicht wahrscheinlich. Abdarachman's Reichthum sank aber durch die Aufschlüsse, die ich so erhielt, bei mir um 90 Procent.

Die Soldaten hatten seit einer halben Stunde aufgehört, französisch, deutsch und holländisch zu singen, denn alle 3 Nationen waren unter den 17 Mann vertreten. Die deutsche Partei war die stärkste und hatte bis zuletzt ausgehalten; sie waren endlich ermüdet und halb benebelt Morpheus in die Arme gesunken. Hin und wieder hörte man noch einzelne deutsche Lieder aus dem unteren Raum herausschallen; — die Mehrzahl schnarchte fest, alle ihre Hoffnungen umgaukelten sie in ihren Traumbildern, und diese waren weder auf Heldenthaten, noch auf Avancement gerichtet, sondern auf die schöne Gewißheit, daß der Genever in Pontianak das Glas 5 Cent koste, und somit 1 Cent weniger, als in Surabaja.

Es war 6 Uhr Abends, und die Stunde des Gebetes gekommen. Die 4 Araber, Abdarachman und seine Vettern versammelten sich auf dem Gallion; nur einer oder zwei der Matrosen hatten sich angeschlossen, denn der gewöhnliche Javane und Malaie, obgleich Muselman, verrichtet die vorgeschriebenen Gebete nicht; nur die höheren Stände und Priester thun dies. Das Gebet hatte $\frac{1}{4}$ Stunde gedauert, und unser Steuermann Si-Kassim hatte sich bei mir eingefunden, während die übrigen einen näselnden Gesang nach anscheinend arabischem Text anstimmten, welcher durchaus nicht erhebend klang. Als ich Si-Kassim fragte, warum er allein sich absondere, bedeutete er mir, daß das Singen wohl die ganze Nacht anhalten könnte, daß er jedoch nach dem Schiff sehen müsse, um fertig zu sein, wenn der Wind aufkäme. — Das war ein sehr schlechter Trost für mich, da ich bei diesem widrig klingenden Gesang nicht allein nicht schlafen konnte, sondern auch im Wachen auf eine unangenehme Weise gestört werden mußte. — Es war ungefähr 8 Uhr, als auch Abdarachman sich an meine Seite setzte, um etwas Luft zu schöpfen, welche ihm bei dem langen Gesange wahrscheinlich ausgegangen war. Nachdem er meine Vermuthung bestätigt, daß die lange Andachtsübung den Zweck hätte, eine glückliche Reise zu erleben, beruhigte er mich etwas mit der Nachricht, daß um 11 Uhr, mit dem Aufkommen des Windes, dieselbe beendigt sein würde.

Abdarachman's natürliche indische Neugierde trieb ihn zu der Frage, was ich in Pontianak zu verrichten hätte; ich erklärte es ihm so gut wie möglich, und nachdem ich durch mein fertiges Sprechen des Malaischen seine Freundlichkeit und sein Herz gewonnen zu haben schien, mußte ich ihm von Europa erzählen, und, was hauptsächlich seine Bewunderung erregte, woran er aber immer noch zu zweifeln schien, war der Umstand, daß die Bewohner von Europa nicht alle solche Trunksolde seien, als die europäischen Soldaten in Indien. Im Allgemeinen ist dem Indier ein tiefes Gefühl von Haß gegen alle Europäer eingepflanzt, und man muß sich durch ihre scheinbare Freundlichkeit nicht täuschen lassen. Ein Hauptgrund liegt wohl darin, daß die Bekenner Mahomed's geborne Christenfeinde sind. Die im Archipelagus befindlichen Araber, sowie einige Hundert jährlicher Wallfahrer nach Mekka von den verschiedenen Inseln geben diesem Haß stets neue Nahrung. Jedoch auch vom rein moralischen Standpunkt spricht sich

eine unbeschreibliche Verachtung gegen den europäischen Soldaten aus. So groß aber der Haß gegen die Europäer ist, eben so groß ist zugleich die Furcht vor diesen taumelnden Marsjöhnen. Der von Natur schlaue, schmiegsame und stille Malaie und Javane findet den Europäer schwerfällig, den Soldaten gar zu rauh, und die durch Genezver erregte Gefangenslust oder wohl gar eine Prügelei sind ihm ein Gräuel. Unerkannt ist aber wohl, daß ein ganzes Bataillon Indier bei gleicher Gelegenheit weniger Lärm macht, als 10 europäische Soldaten. — Der europäische Tanz erscheint ihnen lächerlich, und namentlich das Umfassen der Frauen dabei unanständig.

Die beinahe jährlich wiederholten Empörungen auf den verschiedenen Inseln, namentlich auf Sumatra, werden immer bald wieder durch Gewalt der Waffen bezwungen. Die dabei verhängte Strafe wirkt nach Maassgabe ihrer Fühlbarkeit längere oder kürzere Zeit, bis unerwartet ein neuer Aufruhr ausbricht. Während dies aber besonders auf Sumatra Anwendung findet, haben sich die Verhältnisse auf Java anders gestaltet. Die letzte Insel ist nämlich seit Jahrhunderten eine niederländische Besitzung, und die Macht der Niederländer hier anscheinend allerdings mehr befestigt. Die javanische Bevölkerung unterscheidet sich zugleich nicht allein durch ihre Sprache und höhere Cultur von den zahlreichen und verschiedenen malaiischen Völkern des Archipelagus, sondern sie unterschied sich auch von jeder durch eine andere Verfassung und Regierungsform.

Die Javanen waren, schon ehe sie die Holländer als ihre Herren kennen lernten, ein unterdrücktes und ihren Fürsten selavisch unterworfenes Volk, und der Abstand zwischen Adel und Volk ist nur mit der Verehrung zu vergleichen, welche letztes den Fürsten zollt. Die Macht der javanischen Fürsten ist jetzt allerdings direct gebrochen, ihr Einfluß ist aber geblieben, und die niederländische Regierung hält sich auf Java nur in Folge ihrer sehr feinen Politik. Die ihrer Macht beraubten Fürsten stehen nämlich in niederländischem Sold, sind scharf beobachtet und haben auch keine anderen Einnahmequellen, so daß sie wohl gezwungen sind, Diener der niederländischen Regierung zu sein. Es ist nur diesem Mittel und der Anwendung dieses Einflusses zuzuschreiben, daß Java mit wenigen Truppen bis jetzt in Ruhe erhalten wurde. Außerdem beruht die allgemein angewendete Politik noch

hauptsächlich auf der Feindschaft der an Sprache und Gewohnheit verschiedenen hundert Volksstämme des Archipelagus. Diese Feindschaft untereinander erspart den Niederländern 40000 Mann Truppen, und täglich sieht man die practische Anwendung. Wird heute ein Volksstamm durch Hilfe des Nachbarn bezwungen, so leistet der Ueberwundene morgen dieselbe Hilfe gegen den gefälligen Nachbar. Natürlich trägt dies dazu bei, daß die Feindschaft der Volksstämme untereinander immer mehr zunimmt.

Der Javane unterscheidet sich vom Malaien durch seinen sanfteren, liebevolleren Charakter. Das javanische Volk ist überhaupt mehr als eins würdig, daß die Morgenröthe der Civilisation, der moralischen und christlichen Freiheit ihm anbricht. Es ist hier ein fruchtbarer Boden für christliche Missionen, doch nur, wenn derselbe durch vorhergehende Schulbildung vorbereitet ist. Ich kann deshalb der englischen Regierung nur meine Bewunderung für ihr Bestreben, wissenschaftliche Bildung in den Colonien zu verbreiten, zollen. Ich selbst bin der Meinung, daß die Colonien hierdurch früher die Unabhängigkeit erreichen werden, aber um so edelherziger und anerkennungswerther ist dieses einer christlichen Nation würdige Verfahren. — Vorhergegangene wissenschaftliche Bildung und die hieraus folgende Cultur sind allein im Stande zur Annahme des Evangeliums vorzubereiten; die Missionen unter Heidenvölkern erscheinen bei der Vernachlässigung dieser Principien deshalb auch wenig belohnend und finden so viele Gegner. Eine Parallele zwischen ihnen und den ersten Befehrungen zu Zeiten der Apostel läßt sich durchaus nicht ziehen.

Holland befolgt von dem durch England gegebenen Beispiel in Hinterindien gerade das entgegengesetzte Prinzip, und wendet alles an, die Colonien so lange wie möglich in Dummheit und Stumpfheit zu erhalten. Als Politik mag dies sehr richtig berechnet sein, aber ob Gott seinen Segen für die Zukunft geben wird und menschliche Berechnung nicht zu Schanden werden dürfte, ist etwas anderes.

Daß nicht allein für das indische Schulwesen nichts, für die Kinder von Europäern so blutwenig geschieht, daß selbst die Beamten ihre Kinder zur ganz gewöhnlichen Ausbildung nach Europa senden müssen, dies allein ist schon an und für sich traurig. Daß aber die indischen Völker von ihren christlichen Herren systematisch demoralisirt

werden, ist abscheulich. Einem Volk, dessen Schweiß so und so viel Kaffee und Zucker jährlich producirt, reicht man zur Erholung eine Opiumpfeife, um sich zu betäuben; ein anderer ihm gewährter Zeitvertreib sind die Hazardspiele. — Opium und Hazardspiele sind die Monopole der Regierung und werden von chinesischen Speculanten gepachtet, wofür die Regierung allerdings eine sehr ansehnliche Summe zieht.

Trotz der übertrieben angestregten Arbeit der Javanen und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Elend auf Java, Dank den obenangeführten Mitteln und den zum großen Theil in Kaffee-Plantagen verwandelten Reisfeldern, außerordentlich groß. — Durch javanische Bataillone hält Holland die übrigen Besitzungen im Archipelagus in Zaum, und eine Quelle von Reichthum fließt jährlich dem Mutterlande zu. Möchte doch die harte Stiefmutter Mittel suchen, die geistige Wohlfahrt dieses armen, gedrückten, aber anerkannt gutmüthigen Volkes zu befördern, damit nicht Gott in seinem Zorn einst Gericht hält zwischen Mutter und Kindern.

Wenn einerseits ein Vorwurf in Obengesagtem liegt, so bin ich doch andererseits überzeugt, daß viele rechtliche Holländer meine Gefühle theilen werden. Ueberhaupt kann man der Nation wohl diese Mißbräuche weniger zur Last legen, als einzelnen hohen Vertretern derselben. Die niederländischen Colonien waren bisher nur eine Handels speculation, und werden in diesem Geiste heut noch verwaltet. — Oder verdienen überhaupt Länder den Namen von Colonien, wo durchaus keine Ansiedelung stattfindet, und wo allein eine Verwaltungsbehörde sich befindet, welche unterstützt von 20000 Bajonetten die besiegten Völker arbeiten läßt?

Mit Vergnügen hörte ich, wie auf Java einzelne Beamte in ihren Districten sich mit Erfolg der Verbreitung des Opiums entgegenstellten, und ich finde dies um so großherziger, als diese Männer im Dienste der Regierung die Einführung zulassen mußten, und dennoch vom moralischen Standpunkt aus so auf die Bevölkerung wirkten, daß Niemand den Giftbecher nehmen wollte.

Die Demoralisirung des Familienlebens ist ebenfalls ein großer Krebschaden auf Java. Von alten Zeiten her konnten zwar die Großen des Landes nach Belieben unter den Töchtern wählen, dennoch blieb das Familienleben im Volke gewöhnlich rein. Dies ist nicht mehr

der Fall; die Lächerlichkeit hat in dieser Beziehung reißende Fortschritte gemacht, und ich führe hier eine charakteristische Unterhaltung an, die ich mit einigen Javanen auf Bogor hatte. Diese wagten zwar nicht in laute Klagen über die überhäufte Arbeit, die täglich weniger werdenden Reisfelder und vermehrten Kaffee-Plantagen auszubrechen, dennoch konnten sie folgende Aeußerung nicht zurückhalten: „Das Traurigste in unserer Lage ist nicht die übermäßige Arbeit, sondern daß unsere jungen Töchter genöthigt sind, nach entfernten Kaffee-Plantagen arbeiten zu gehen, wo sie wochenlang ohne jede Aufsicht sich selbst überlassen bleiben.“ Jeder, der mit indischen Verhältnissen bekannt ist, weiß, daß Mädchen, der elterlichen Bewachung entzogen, unrettbar der Verführung preisgegeben sind. Dieses leicht zu beseitigende Uebel, welches nothwendig Bitterkeit und Unmuth in allen Familien erregen muß, und wovon die Regierung wohl keine Kenntniß hat, empfehle ich, wo möglich, zur Abhilfe.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß sämmtliche Besitzungen im Archipelagus gleich gedrückt sind. So verschieden die Volksstämme, frühere Regierungsform und örtliche Verhältnisse, langjährige oder neuere Besitznahme, so verschieden sind natürlich auch die Verwaltungsmaassregeln, und es ist nichts verschiedenartiger, als die Anwendung dieses Maassstabes auf Java, Sumatra, Borneo, Celebes, Bali, die Molucken u. s. w. So gedrückt und unglücklich ich eben die Perle der niederländischen Besitzungen, Java, geschildert habe, so wenig ist dies z. B. bei Sumatra der Fall, dessen Besitznahme durch die Holländer für die Bevölkerung eine große Wohlthat geworden ist, obwohl diese es eben nicht sehr verdienen. Die freien malaiischen Völker Sumatra's lebten vor der Besitznahme in steten Bürgerkriegen. Raub und Mord war an der Tagesordnung; jetzt durchziehen schöne Landstraßen das Land, die Freiheit des Volkes ist in keiner Hinsicht beschränkt, Ordnung und Recht wird gehandhabt, und mit Plantagen hat man nur eben angefangen, kleine Versuche zu machen, die Arbeit ist daher sehr gering und dennoch sind immerwährende Empörungen zu dämpfen. Gern möchte man hier mit der geprüften und gut befundenen Politik vorwärts schreiten, nichts übereilen und allmählig es so weit, wie auf Java zu bringen suchen. Daher trug auch Sumatra bisher nur wenig ein. Ob man Zeit haben wird, Sumatra auf den Standpunkt von Java zu

bringen, ist schwer zu bestimmen. Vorläufig müßte man die überaus weise und schöne Verwaltung der Regierung auf Sumatra mit Bewunderung anerkennen, wenn man eben nicht im Voraus wüßte, daß nach und nach aus dem schönen Gebäude ein starker Thurm werden soll, von dem aus man schwere Ketten nach allen Richtungen zu ziehen gedenkt.

Wieder anders ist es mit Borneo. Dieses schöne Land hat man bis jetzt ignorirt und nur die Küsten besetzt, weil die Kriege und Decupirung Sumatra's Millionen gekostet haben und man auf Borneo ein Gleiches erwartete, ein sehr einseitiger Maasstab, von Händen angelegt, welche mit den wahren Hilfsmitteln Borneo's unbekannt geblieben waren.

Es war 10½ Uhr Abends und eine von jenen schönen indischen Nächten, welche für die Hitze des Tages entschädigen, auf dem Meere aber doppelten Reiz haben. Die Speichen waren bereits hervorgefucht und lagen bei der Ankerspille, um sie sogleich gebrauchen zu können. Si Kassim pffiff schon seit einer Viertelstunde nach dem Winde, und obgleich ich diese originelle Weise, den Wind zu rufen, wohl bei europäischen Seeleuten beobachtet hatte, so war es mir doch etwas Neues, sie auch hier in Anwendung zu finden. Endlich kam der ersehnte Augenblick; ein leiser Luftzug, welcher zusehends stärker wurde, kam vom Lande. Si Kassim hörte auf zu pfeifen, blickte mich wichtig an und lächelte zufrieden über seine Kunst; ich nickte ihm anerkennend zu, drückte dem Gebieter der Winde dankbar die Hand für seine Gefälligkeit und ging schlafen.

Es war 6½ Uhr, als ich am anderen Morgen erwachte. Entzückt von meinem gestrigen Beifall, daß er den Wind so geschickt heranzockte, bot mir Si Kassim dringend an, sein Gast zu sein. Obschon dankbar für seine Freundschaft, wäre mir heißes Wasser lieber gewesen, da die Art Kaffee, welche die Malaien trinken, sehr entfernt von dem arabischen ist. Dennoch konnte ich nicht anders, als sein Anerbieten dankbar annehmen. Wahrscheinlich um sich in würdigem Glanze zu zeigen führte er mich nach der Kajüte, welche die 4 Araber und die 7 Bugis gemeinschaftlich bewohnten. Es war das erste Mal, daß ich hier eintrat, da ich eine kleine Hütte außerhalb hatte, welche in keiner Verbindung mit diesem Raume stand. — Es wäre vergebens gewesen,

hier orientalischen Luxus zu suchen, vielmehr herrschte eine ziemliche Unreinlichkeit. In einem Winkel lagen zwei der Araber auf kleinen Matten, noch immer beschäftigt ein Manuscript, wahrscheinlich ein Stück des Koran's, in dem früher erwähnten näselnden Tone abzusingen. Sie ließen sich durch mein Eintreten nicht unterbrechen. Während einige Baarenballen und kleine Kisten an den Wänden zerstreut umherlagen, stand an einer Seite eine Balie=Balie *) als einziges Möbel dieses Raumes, worauf vier der Neffen saßen, zwei zu meiner Verwunderung mit Schachspielen beschäftigt, während die zwei anderen sich mit Bethel=Kauen **) unterhielten und eifrig zuschauten. Das Schachbrett war aus keiner europäischen Fabrik hervorgegangen, sondern ein einfaches Stück Brett mit den gewöhnlichen Quarrée's bezogen. Die Figuren, obschon roh, waren dennoch geschickt geschnitten, aber von ganz anderer Form, als unsere in Europa gebräuchlichen, ebenso die Namen derselben von unseren europäischen abweichend. Ich sah hier zum ersten Mal in malaiischen Händen dies durch Araber eingeführte Spiel.

In diese eben beschriebene Kajüte stieß noch eine zweite Abtheilung, welche nur halb so groß war. Den hintersten Theil des Schiffes einnehmend, enthielt sie ein breites, die ganze Front ausfüllendes Fenster, welches die Aussicht auf die hohe See und unser Fahrwasser vollständig gewährte. Dieser Raum war die bevorzugte Wohnung von Abdarachman und Kassim, doch auch hier stand nur eine hölzerne Balie mit einer bunten Tikar=rottang ***) bedeckt, worauf eine offenstehende Schreibkiste mit umherliegenden Papieren, wahrscheinlich die Fracht- und Schiffspapiere, mit der oben erwähnten Karte und 4 Instrumenten, wobei ich noch einen Maasstab und ein Lineal erblickte. Abdarachman saß hier in voller Gelehrsamkeit begraben, und es schien, als hätte er diesen Augenblick vorbereitet, um die Wichtigkeit seines Amtes und

*) Eigentlich Bettstelle — jedoch wird dieses Möbel während des Tages gebraucht, um darauf zu essen u. s. w. v. K.

**) Bethel=Kauen, im Malaiischen Birie, besteht aus einem gewürzhaften Blatt der Birie=Schling-Pflanze, einem Stückchen Pisang=Nuß, auch von erregender und gewürzhafter Eigenschaft, einer aus Gambir=Blättern verfertigten gallenbittern Substanz und einem kleinen, zur Verschärfung dienenden Zusatz von feinem Kalk. Alle Viertelstunde nimmt man eine neue Portion in den Mund, so groß, daß man dabei nicht am Sprechen gehindert wird. v. K.

***) Eine von spanischem Rohr geflochtene Matte. v. K.

seine Schreib- und Lesekenntniß im günstigsten Lichte zu zeigen. Auf seine Einladung nahm ich einen Augenblick neben ihm Platz und beachtete ihm einige Zweifel über mehrere Holländisch geschriebene Papiere.

Indessen war auf dem Fußboden eine Tikar ausgebreitet worden, worauf Si-Mara, der als Steward fungirende Matrose, eine große geblümte chinesische Kaffeekanne mit einem Duzend winzig kleiner chinesischer Tassen aufgestellt hatte; diesem folgte noch eine gleiche Anzahl kleiner Teller mit chinesischem und malaiischem Backwerk, unter dem Namen Qué hinlänglich bekannt, welches aber die Wirkung auf mich hervorbrachte, daß ich mir eine Cigarre ansteckte und erklärte, ich hätte die Gewohnheit, des Morgens zum Kaffee zu rauchen, ohne etwas zu essen. Ich muß bemerken, daß der in Indien frisch angekommene Europäer manchmal diese Bäckereien gern isst; der längere Zeit in Indien anwesende aber zieht ein solideres Frühstück von Schinken, Käse, Eiern, Brodt und Butter vor. Unter diesen Umständen rechnete ich auf meine mitgenommenen Vorräthe, an welche ich nach beendigtem Kaffeetrinken in meiner Hütte mich halten wollte.

Si-Kassim nöthigte indessen mit einem tiefen Bückling Platz zu nehmen. Obschon ich meinen eigenen Rohrstuhl mit hatte, so verlangte die Höflichkeit, daß ich den Gebrauch dieses Möbels ablehnte. Ich nahm daher mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen Platz, welches mir um so leichter fiel, als ich während meiner Reisen auf Sumatra mir diese Art zu sitzen vollkommen angeeignet hatte, und jahrelang sowohl täglich auf diese Weise essen, als auch meine Zeichnungen anfertigen mußte; auf der anderen Seite verlangt die malaiische Höflichkeit streng, daß man sich nicht höher, z. B. auf einen Stuhl setzt, während die übrige Gesellschaft auf der Erde sitzt; die geringste Erhöhung, eine Fußbank oder dergleichen, würde dieselbe Beleidigung sein. Nur bei sehr hochgestellten Personen, als Fürsten, habe ich dies als ein ihnen gebührendes Recht sehen in Anspruch nehmen, und dann oft selbst nächst ihnen, bei solchen ceremoniösen Gelegenheiten, einen Stuhl oder erhöhten Sitz annehmen müssen, während die übrige zahlreiche Gesellschaft, worunter die nächsten Verwandten, auf dem Fußboden saßen.

Den 20. war ich Zeuge, auf welche geniale Weise Si-Kassim mit Transporteur und Zirkel umging. Wir steuerten nämlich in der

edlen Absicht die Südwest=Spitze von Borneo zu erreichen, um alsdann, wo kein Irthum mehr möglich war, längst der Westküste nordwärts bis Pontianak zu segeln. Si=Kassim gab auf seiner Karte durch eine gerade Linie genau den Cours an, unter welchem wir von Java absegelten. Da sich die Anzahl Meilen, welche wir in der Stunde zurücklegten, ziemlich genau berechnen ließ, so wurden dieselben auf der gezogenen Linie mittelst eines Maasstabes und Zirkels eingetragen; machten wir eine Wendung westlich oder östlich, so wurde sogleich diese neue Cours=Linie unter dem abweichenden Winkel eingetragen, und auf diese Weise erblickten wir Morgens den 22. zwar nicht die Südwest=Spitze, aber die Südküste von Borneo, und mußten nun einen ganzen Tag damit zubringen, westlich hinzusteuern, um den Fehler wieder gut zu machen.

Ich muß hier einer Naturerscheinung erwähnen, welche für mich neu war und die ich auf meiner Rückreise von Java auch beobachtete. Nachdem wir Java schon eine Tagereise hinter uns hatten, erblickte ich des Abends und ebenso noch die folgende Nacht ein starkes Wetterleuchten über den Gipfeln der höchsten Berge des Landes; dasselbe Schauspiel gewährten die Berge der Galimata=Inseln, als wir uns näherten, und Si=Kassim erzählte mir, daß dies Jahr aus Jahr ein alle Nächte zu sehen wäre, so daß sie schon immer einige Tage vorher, ehe sie Java zu Gesicht bekämen, an diesen Blitzen sehr gut die Richtung der höchsten Punkte von Java erkennen könnten.

Ausgenommen den Umstand, daß wir, wenn irgend der Himmel trübe ausseh, des Abends vorsichtiger Weise Anker warfen und so drei verschiedene Nächte nutzlos an der Küste zubrachten, stieß uns nichts Erhebliches zu, und wir ruhten endlich den 29. September auf der Rhede von Pontianak, vor der Kapuas Mündung, von unseren Lorbeeren aus.

So wenig der ganze Theil der Westküste, längs welcher wir hingesegelt waren, einen erfreulichen Anblick gewährte, indem nur an einigen wenigen Punkten einige Gebirge sichtbar hervortraten, und wir eigentlich nur einen ununterbrochenen schwarzen Küstenstrich zu Gesicht bekamen, eben so wenig wurde uns hier eine Abwechslung zu Theil.

Pontianak selbst liegt 3 geogr. Meilen den Kapuas aufwärts; einige wenige malaiische Dörfer, welche am Meeresstrande zerstreut lie-

gen und zu Pontianak gehören, erkennt man mit Mühe mit bloßem Auge, und nur mit einiger Anstrengung bemerkt man die dazu gehörigen Palmbäume. Wir waren nämlich 3 englische Meilen von der Küste entfernt. Ein kleines Boot war sogleich bei unserer Ankunft abgegangen, um das Eintreffen des Schiffes in Pontianak zu melden. Der Erfolg hiervon war, daß den 30. ein größeres Regierungsboot erschien, in welchem ich mich mit meinem Gepäck zur Weiterreise anschickte. Die Mündung des Kapuas ist durch mehrere kleine Inseln geschlossen, zwischen welchen wir mit Hilfe der eben ankommenden Fluth schnell dahinfuhren. Die Reise von der Mündung bis Pontianak gewährte einen eben so einförmigen Anblick, als ich bereits auf der Fahrt längs der Küste gehabt hatte. Die Ufer zu beiden Seiten des Flusses werden mit der Fluth unter Wasser gesetzt, sind daher morastig und nicht bewohnt; nur 1 oder 2 malaiische Häuser bemerkt man an einigen Stellen, wo das Ufer zufällig höher ist, unter diesen Batu-lajang unterhalb Pontianak, den alten Begräbnisplatz der Fürstnfamilie daselbst. — Einige Familien Raasaffen und Meerkatzen geben der öden Gegend etwas Leben. Nach einer vierstündigen Fahrt langten wir endlich am Ziel unserer Reise an.

Ich befand mich nun auf Grund und Boden von Borneo; ehe ich aber zur Beschreibung von Pontianak und zur Weiterreise in's Innere übergehe, halte ich es für dienlich, einen allgemeinen Ueberblick des Landes voranzuschicken.

Borneo enthält bekanntlich einen Flächenraum von etwa 10000 □ M., zu welcher ansehnlichen Größe die geringe Bevölkerung von 2½ Millionen nicht im Verhältniß steht. Obschon an den Küsten, namentlich im Westen und Norden, das Land abgeflacht erscheint, so sind diese Ebenen doch nur schmal, und schon wenige Meilen von der See beginnt sich das Terrain allmählig zu erheben und bildet über die ganze Insel ein ununterbrochenes Gebirgsland. Haben vulcanische Erhebungen stattgefunden, so waren deren Wirkungen im Verhältniß zu denen auf den benachbarten Inseln Sumatra und Java nur schwach, und fanden wahrscheinlich hier allmählig statt. Die ganze Gebirgsformation hat einen sanften und mehr zusammenhängenden Charakter, als auf den erstgenannten Inseln. Ein wellenförmiges Terrain, welches gewöhnlich 1000, selten 3000 Fuß erreicht, bedeckt die ganze Insel; dazwischen steht, beinahe

regelmäßig vertheilt, eine große Anzahl isolirter Kegelerge, von welchen allerdings 20 bis 30 eine ansehnlichere Höhe von 4 bis 6000 Fuß erreichen. Noch thätige Vuleane findet man nicht; dagegen Spuren von Lava und eine geringe Anzahl warmer Quellen im Innern.

Die Bewässerung des Landes steht im Verhältniß zur Gebirgsformation und ist außerordentlich reich. Die 3 Hauptströme des Landes entspringen im Mittelpunkt, wahrscheinlich dem höchsten Theil der Insel; hier concentriren sich mehrere hohe Berge in einer Art Gebirgsknoten, welche aber von den benachbarten dajakischen Stämmen mit verschiedenen Namen benannt werden, indem die östlichen Bewohner hierin von den westlichen, und diese von den nördlichen und südlichen abweichen. Es scheint mir daher zweckmäßig die Namen beizubehalten, welche die entfernter wohnenden Malaien und Dajaker für dieselben haben, nämlich Gimony Ulu-Kapuas, G. U. Kotté und G. U. Banjar, wörtlich Berg der Quelle des Kapuas, Katté und Banjar. So heißen die Ströme, welche die 3 großen Handelsstraßen Borneo's bilden, vermittelst welcher die Malaien Eisen, Tabak, grobe Stoffe, Salz, Kupferdraht, rohes chinesisches Geschir u. s. w. auf zahlreichen Fahrzeugen in's Innere führen.

Ich kenne keine andere große Insel, in welche man vermittelst solcher schöner Wasserstraßen von drei Seiten bis beinahe in den Mittelpunkt des Landes eindringen kann. In der Mitte der Insel entspringend, vertheilen sie ihren Lauf beinahe concentrisch, der Katté nach Osten, der Banjar nach Süden und der Kapuas nach Westen. Im Jahre 1848 fuhr das erste holländische Dampfboot den Kapuas bis Ranga-bumut aufwärts, d. h. eine directe Entfernung von ungefähr 50 geographischen Meilen von der Küste, aber man kann noch 10 Meilen weiter eindringen. In gleichem Maaß wird dies von Süden und Osten möglich sein. Diese Entdeckung fängt an ungemein bedeutend zu werden, seit ermittelt ist, welche reiche und schöne Steinkohlenlager die Insel besitzt und seit der ostindische Archipelagus durch die anfangende Dampfschiffahrt ein neues Leben erhält.

Bis jetzt hat nur ein europäischer Fuß jenes Gebirge betreten, wo die drei Ströme ihren Ursprung haben; ich meine den Major Müller, welcher durch Verrätherei der Malaien von Katté, nicht der Dajaker, in den zwanziger Jahren sein Leben dabei verlor. Ich werde die

Umstände seines Todes später mittheilen. Ich selbst wäre jedenfalls in jene Gegend vorgebrungen, indem ich nur 10 Tagereisen davon entfernt war, wenn nicht mein Gesundheitszustand in diesem Zeitraume mich daran gehindert hätte. Ich litt schon seit 8 Monaten an dem Borneo'schen Miltzieber und war so abgemattet, daß ich unmöglich eine Fußreise von 10 Tagen und zurück auf ungebahnten Wegen unternehmen konnte. Die Aufgabe bleibt so immer noch zu lösen, und erscheint mir doppelt interessant, weil ich in jenem gänzlich unbekanntem Landestheil, etwa 3000 □ M. einschließend, reiche, edle Metalllager vermuthete. Die Bewohner jener Gegend sind entweder wilde Nomaden oder einige ackerbautreibende freie Dajakser; beide Theile besitzen keine Kenntniß vom Goldsuchen. Malaien und Chinesen haben sich dorthin nie gewagt; der übrige Theil der Insel hingegen ist beinahe hinlänglich bekannt, und wird, was Gold anbelangt, stark ausgebeutet; nur ist die Art und Weise, wie Malaien und Chinesen hierbei verfahren, indem sie nur die Oberfläche der Erde einige Fuß tief bearbeiten, nicht geeignet wirkliche Goldadern zu entdecken. Man kann wörtlich sagen, daß sobald man den Fuß auf den Grund von Borneo setzt, man auf Golderde stehe; so allgemein verbreitet ist dieses Metall über die ganze Insel. Im Nordwesten des Landes in Sambas, Landak und Sekajam werden schöne und große Diamanten gefunden, ebenso im Südosten der Insel; im Inneren hat man nicht genug Sachkenntniß, um den Diamantboden zu erkennen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch in den übrigen Ländern, als Sintang, Mangabunut, Melavie u. s. w., sich dieselben vorfinden. — Antimon kommt in mehreren sehr reichhaltigen Lagern und so günstig an Flüssen gelegen vor, daß der Transport nur mit wenig Mühe verbunden ist. Ich halte es für wahrscheinlich, daß man nicht weit zu suchen nöthig hätte, um in dieser Gegend auch Silber zu finden, da bekanntlich Antimon meist damit Hand in Hand geht. Jedenfalls steht es fest, daß in keiner Beziehung hierin etwas geschehen ist, und obschon ich die Regierung von dem Dasein der reichen Antimonlager in Kenntniß setzte, sind dieselben bis jetzt unbeachtet geblieben. Dagegen wurden die Steinkohlenminen, welche ich am oberen Kapuas zu entdecken das Glück hatte, bald darauf eröffnet und bearbeitet.

Was nun eine Reise in jene unbekanntem Theile der Insel an-

belangt, so erscheint solche mehr gefahrvoll, als sie es wirklich ist. Jedoch muß dieselbe allerdings von Jemand unternommen werden, der gewöhnt ist mit malaiischen Völkern umzugehen und sich geschickt von den Intriguen der malaiischen Fürsten loszumachen weiß und deren vorgespiegelte Einflüsse entbehren kann. Von Norden aus sind zwei Wege; entweder über Batang-lupar in den Fluß Ambalaaw, diesen abwärts bis in den Kapuas und weiter bis zum dajak'schen Stamm Taman. Mit Hilfe dieses Stammes ist es am leichtesten, die Weiterreise von 20 bis 30 Meilen zu machen, da derselbe in Handelsverbindungen mit jenen Volksstämmen steht, und er sich auch mir zur Begleitung erboten hatte. Sowohl der Fluß Ambalaaw, als die Strecke von dessen Mündung in den Kapuas bis Taman sind freie, dajak'sche Länder, der Reisende bleibt also außer aller Beziehung mit den malaiischen Fürsten am Kapuas. Der zweite, vielleicht noch bequemere Weg wäre von Brunei aus den Fluß Radsjan aufwärts bis an seine Quelle, die ebenfalls aus jener Gebirgsmasse entspringt. Sollte die niederländische Regierung jemals noch den Versuch machen wollen, so rathe ich vermittelt der Dajaker von Taman dies zu bewerkstelligen und, wo möglich, alle Vermittelung der malaiischen Fürsten, namentlich aber derer von Pontianak, zu umgehen.

Ich behaupte und glaube mit Recht, daß Borneo bis jetzt nicht begriffen und erkannt worden ist, und daß, wenn die geringe Bevölkerung des Landes die niederländische Regierung abgeschreckt hat, große Auszügen zur Occupirung der ganzen Insel zu machen, sie die Hilfsquellen des Landes wahrlich nicht genug kennt. Diese Ressourcen müssen aber durch menschliche Kräfte bereitet und geerntet werden! Woher nun diese Kräfte nehmen? denn die Bevölkerung ist zu gering gegen die Größe des Landes. — Von europäischen Colonisten? — große Chimäre! sie würden sehr bald dem Klima unterliegen. — Andere Kräfte jedoch liegen dem Lande näher; dies sind Chinesen. Bereits befinden sich gegen 100000 chinesische Colonisten auf verschiedenen Theilen der Insel, auf Sambas, der Nordwest-Spitze, 60 bis 70000. Holland kennt mehr, wie jeder andere Staat, den Werth der chinesischen Arbeitskräfte, den mächtigen Einfluß chinesischer Industrie und Cultur; — denn ohne Chinesen wäre heut zu Tage Java noch nicht Java oder wenigstens Batavia nicht Batavia. Hat sich dieser Einfluß mächtig in

einem der Arbeitskräfte nicht bedürftigen Lande gezeigt, welche Erfolge müßte man hiervon in Borneo erwarten? Man öffne Borneo den Chinesen; man räume den mohamedanisch=feindlichen Neid und die Herrschsucht weg, und Borneo wird in 10 Jahren mehr als Java aufbringen. Oder habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, daß eine Million chinesischer Colonisten eben soviel arbeitet, als drei Millionen Malaien; Daß die ansehnlichen Pacht= und Kopfgelder aller Art in demselben Verhältniß stehen, ist ja eine alte Erfahrung.

Diese Ueberzeugung muß Jedem sich aufdringen, der die außergewöhnlichen Hilfsquellen des Landes kennt und einestheils die armen unterdrückten, durch die malaiische Herrschaft ausgezogenen Dajakser sieht, welche eben nicht mehr arbeiten, als die äußerste Nothwendigkeit erforderte, weil ihre Unterdrücker ihnen dennoch das Mehr nehmen würden, andernteils die trägen, vorurtheilsvollen Malaien, welche nur vom Schweiß der Dajakser leben und Alles hassen was nicht Muhamedaner ist.

In diese Wildniß der Trägheit und Barbarei wagt sich die indische Ameise, der Chinese; in kurzer Zeit ist da, wo er sich niederläßt, die Wildniß verschwunden, gebahnte Wege durchziehen das Land in allen Richtungen, Märkte, unbekannte Dinge auf Borneo, entstehen; sie üben unter einander eine gute Polizei. Dieses Bild sehen wir eben in Sambas. Die in der Nähe wohnenden Dajakser fangen an, die chinesische Reiscultur nachzuahmen und nach Gold zu suchen, und ein größerer Wohlstand entsteht unter ihnen, aber mit ihm zugleich der malaiische Neid; denn sie sagen: jetzt haben wir wohl gelernt, aber die ergiebigsten Goldquellen sind in Händen der Chinesen, wir könnten sie allein besitzen! Malaiische Schlaueit und Eifersucht schürt das Feuer an, da die Chinesen ihnen bereits zu zahlreich sind und deren Einfluß auf die Dajakser die malaiische Herrschaft gänzlich umzuwerfen droht. Die Chinesen selbst in ihrem gewöhnlichen Uebermuth geben Veranlassung zur Unzufriedenheit; einestheils erlauben sie sich einzelne Willkürlichkeiten gegen die Dajakser, andernteils wollen sie die niederländische Regierung nicht als directe Oberherrin anerkennen. Die Malaien schürten so viel wie möglich, und so entstand die niederländische Kriegsexpedition von 1850 gegen die Chinesen von Sambas, wodurch dieselben unterworfen wurden und Gesandte nach Batavia schickten.

Ob diese Expedition politisch gut, ob zu frühzeitig, will ich dahin gestellt sein lassen; jedenfalls aber wünschte ich, daß jeder Theil von Borneo in kurzer Zeit, wie Sambas, mit Chinesen gefüllt würde; aus der Asche von einigen Zwisten und Kriegen, würde ein neuer Phönix entstehen, welcher vielleicht bald geringschätzend auf seinen Bruder in Java blicken dürfte.

Man könnte mir erwidern, daß die Chinesen auch in Sambas sich als ein aufrührerisches Volk beweisen, und daß stets Revolutionen zu dämpfen sein würden. Diese Entgegnung wäre scheinbar richtig; ich will aber versuchen, durch überwiegende Gründe dieselbe zu widerlegen. Ich nehme zu diesem Zweck die drei großen Ströme: den Kapuas, Banjar und Kotté wieder auf. Ist es nämlich wahr, daß ein Land, welches drei solche bedeutende Wasserstraßen besitzt, vermittelt welcher man von drei verschiedenen Seiten bis in den Mittelpunkt der Insel dringen kann, außerordentlich leicht zu occupiren ist, daß man also jeden Augenblick, mittelst Dampfschiffen, Truppen von Java, Celebes und Palembang ins Innere werfen kann, und befinden sich endlich heut zu Tage alle großen malaiischen Dörfer am Ufer der großen Ströme, so müßte dies auch in Zukunft mit den chinesischen Hauptplätzen der Fall sein. Denn so wie die genannten malaiischen Dörfer in der Gewalt jedes Dampfers mit 6 Kanonen und 50 Mann sind, welcher den Fluß aufwärts geht, würde dies auch mit den chinesischen Orten der Fall sein.

Zwei feindliche Parteien befinden sich gegenwärtig in Borneo, die Malaien und Dajaker. Letztere erwarten mit Sehnsucht europäische Hülfe, um ihr Joch abschütteln zu können, und sehen mit täglich sich mehrendem Verlangen nach Serawak auf den bekannten englischen Gouverneur auf der Nordküste Borneos, Herrn Brook. Wenn die niederländische Regierung sie zu lange warten lassen sollte, könnten sie leicht zu ungeduldig werden. Durch die Ansiedlung der Chinesen würden nicht zwei, sondern drei sich nie vereinigende Volksstämme da sein; und die Regierung weiß ja aus Erfahrung, daß ein solches Land leicht in Zaum zu halten ist, indem man stets zwei Verbündete gegen einen Feind hat.

Die chinesische Kriegführung ist übrigens jämmerlicher Art. Stets sind auf Borneo 1000 Chinesen von 200 Malaien geschlagen worden, wenn es hin und wieder zu Thätlichkeiten kam.

Alle diese Vortheile sind sehr einleuchtend. Der größte scheint mir aber der, daß man eben mit verhältnißmäßig sehr geringen militairischen Kräften und also auch mit wenig Kosten ein solches Land occupiren kann.

Diamanten und Gold, Antimon und Eisen, vortreffliche Steinkohlen, kostbare, theilweise noch unbekannte, Pracht- und Farbgehölzer, Gutta-percha nebst den durch die bauenden Colonisten erzeugten Produkten, namentlich Zucker, Pfeffer, Indigo, zu welchen letzten Culturen das Land sich namentlich eignet, würden auf den großen Wasserstraßen nach den Küsten gesendet werden, während die Mehrconsumtion von einigen Millionen Chinesen den Absatz von europäischen Waaren um das zehnfache vermehren dürfte; denn die jetzige Einfuhr kann bei der großen Armut der Bevölkerung unmöglich hoch veranschlagt werden.

Wenn man hierzu die außerordentlich vortheilhafte geographische Lage der Insel betrachtet, zwischen Malakka, Sumatra, Java, Celebes, in der Nähe von China, indem dieselbe der künftige Verbindungspunkt zwischen Australien und Asien werden dürfte, so möchte man jetzt schon entstehen sehen, was vielleicht der Zukunft bewahrt ist; denn früher oder später wird Borneo doch eine chinesische Colonie werden. Schade, wenn dies dann erst der Fall wäre, wenn bereits die englische und niederländische Herrschaft in jenem Theil der Erde aufgehört haben wird, und amerikanischer Einfluß und Macht oder ein junges australisches Reich die Herrschaft übernommen hätte.

Zwei europäische Mächte, England und Holland, theilen in diesem Augenblick die Interessen Borneo's. Die niederländische Besitznahme ist von altem Datum, erstreckt sich aber eigentlich nur auf die Küsten, und die malaiischen Fürsten im Innern sind sehr entfernt, sich als Vasallen zu betrachten, obschon hin und wieder Verträge geschlossen worden sind. Die freien dajakischen Länder aber, ein Gebiet von circa 3000 Quadratmeilen, sind durchaus unabhängig, und weder malaiischen Fürsten, noch der niederländischen oder englischen Regierung unterworfen. Was nun die Erwerbung der Küstenreiche anbelangt, so gewann Holland mit der Eroberung von Java zugleich die Westküste; sowie durch die dem Sultan vom Banjarmassing geleistete Hülfe die Südküste und vermittelst der mit dem Sultan von Kotté eingegangenen

Verträge die Ostküste von Borneo in neuerer Zeit. Die Besetzung dieses langen, ausgedehnten Küstenstrichs ist sehr gering, und beträgt nicht mehr als 450 Mann, welche in Sambas, Pontianak, Kottarigin, Banjarmasin, Kotté u., als den Hauptplätzen, vertheilt sind. Zugleich befindet sich in allen diesen Plätzen eine Civilbehörde, welche die Handelsinteressen wahrnimmt, und der Ausübung der polizeilichen Ordnung vorsteht.

Die Früchte, welche Holland bis jetzt von dieser ausgedehnten Besitzung gepflückt hat, sind sehr gering gewesen, und deckten kaum die Kosten der Besatzung und Administration.

Die Besitznahme der Nordküste von Borneo durch die Engländer fand erst im Jahre 1840 statt. Dieser Landstrich war von jeher der Sitz malaiischer Seeräuber gewesen, welche allerlei Unfug trieben, und dem Handel sehr lästig wurden. Da erschien der jetzige Gouverneur James Brook mit englischen Streitkräften, verfolgte die Seeräuber bis in ihre Raubnester, zerstörte dieselben und nahm von dem Lande Besitz.

Eine wohlthätige Verwandlung in der Landesverfassung und Abschaffung zahlloser Mißbräuche waren die segensreichen Früchte seines Erscheinens, indem er der willkürlichen Herrschaft der Malaien ein Ende machte, und die bis dahin tief unterdrückten Dajakern von einem schweren Joch befreite. — Der Name Brook schallte durch Borneo wie ein langgezogenes Echo von Mund zu Mund, und alle dajakischen Herzen, bis tief in das niederländische Gebiet hinein, fingen an zu hoffen, daß der Tag der Befreiung auch für sie andbrechen würde. Möchte auch unter niederländischer Flagge ihnen dieser Segen bald zu Theil werden!

Was nun das Räuberwesen auf Borneo anbelangt, so bedarf dies einer besonderen Auseinandersetzung.

Sowohl malaiische, als dajakische Räuber, namentlich die Bewohner der Nord- und Ostküste von Borneo, beunruhigten den ganzen Archipelagus; kleinere Handelsfahrzeuge schwebten in steter Furcht. Ueberwältigten die Räuber ein Schiff, so wurde alles, was weiße Haut hatte, niedergemacht, indische Matrosen und Privatpersonen zu Sklaven gemacht und anderweitig verkauft. Bot sich auf dem Meere nicht genug Gelegenheit dar, so landeten sie und raubten Menschen; kurz es war eine allgemeine Unsicherheit. Einige größere Dörfer an den

Küsten schlossen Verträge mit ihnen, kauften den Raub und dienten den Räubern zugleich als Anhaltspunkte. Namentlich aber waren es die Malaien, welche weitere Züge, auch nach Java und entfernteren Inseln unternahmen, indem sie mit größeren und besser ausgerüsteten Fahrzeugen, als die Dajakfer, versehen waren. Die dajakfchen Stämme von Seribas und Batang-lupar hingegen wagten sich nicht so weit, sondern fuhren auf ihren langen, aus einem Stamm gefertigten und mit 50 bis 60 Rudern bemannten Fahrzeugen pfeilschnell längs den Küsten dahin, und den ersten besten Fluß aufwärts, überfielen des Nachts die an denselben gelegenen Dörfer, schlachteten alles ab, und kehrten mit den erbeuteten Köpfen als Trophäen nach Hause zurück. Bei ihnen war es weniger die Sucht nach Raub, als vielmehr Mordsucht. Gleichgültig, ob Frau, Kind oder Mann, schlachteten sie ohne Feindschaft, ohne Nachsicht, nur aus Blutdurst, und verschwanden, wie ein blutiger Schatten, jedesmal ohne Spur. Die Malaien raubten nur Menschen, um sie zu verkaufen, die Dajakfer aber würgten ganze Ortschaften und entvölkerten ganze Gegenden.

Dies Gesagte betrifft jedoch nur die dajakfchen Stämme von Seribas und Batang-lupar an der Nordküste von Borneo, und obschon alle Heidenstämme von Borneo fälschlich Dajakfer genannt werden, so sind die übrigen ackerbautreibenden und friedlichen Bewohner durchaus nicht mit diesem allgemeinen Feind des Landes zu verwechseln.

Nachdem Herr Brook die malaiischen Raubnester zerstört hatte, suchte er die dajakfchen Mörder in ihren unwegsamen Schlupfwinkeln auf. Es gelang ihm, sie einigemal derb zu züchtigen; die bewaldeten Gebirge sicherten aber stets ihren Rückzug; dennoch hat diese Lektion sie sehr eingeschüchtert, und man muß hoch anerkennen, daß Brook hier Sicherheit und Ruhe hergestellt hat. Namentlich aber machen es die Dampffahrzeuge möglich, dieser Hydra vollends den Kopf abzuschlagen, wogegen eine Verfolgung mit Segelschiffen früher nie geglückt war, da die mit vielen Rudern bemannten Räuberfahrzeuge entweder in eine kleine Flußmündung einliefen und verschwanden, oder gegen den Wind davonruderten.

Doch nicht allein diese offenbaren Räuber verpesteten Borneo; eine andere, nicht so offenkundige, aber eben so fühlbare, Plage lastet auf der dajakfchen Bevölkerung; dies ist die malaiisch-muhamedanische

Herrschaft, welche über die ganze Insel verbreitet ist. In dem Theil der Nordküste, wo jetzt die englische Flagge weht, sind diese Mißbräuche abgeschafft; Brook hat auch diese schwierige Aufgabe zum Segen der dajakischen Bevölkerung gelöst. Die Dajaker von Serawak und Sadong sind jetzt frei; sie arbeiten nur noch für sich und nicht mehr für die Malaien; diese hingegen sind in die Nothwendigkeit versetzt worden, auch zu arbeiten. Den Gliedern der fürstlichen malaiischen Familien streckte Herr Brook kleine Capitalien vor, mit welchen sie Handel treiben und gut bestehen. Auf diese Weise wurde Brook der Schutzengel dieses Theils von Borneo, und es ist unglaublich, in wie wenigen Jahren schon das Land zu blühen und zu gedeihen anfängt, während in dem niederländischen Borneo die Bevölkerung sehnsüchtig nach Serawak blickt, und ihre Lage eben darum täglich unerträglicher wird.

Nach diesen bekannten Thatfachen sieht man mit Verwunderung Sir James Brook vor dem Parlament von England angeklagt, daß er das Borneo verpestende Raubgesindel zu hart behandle. Man möchte beinahe an Verläumdungen geheimnißvollen Ursprungs glauben, an Verläumdungen, welche von einem Feinde der großherzigen, die Völker aufklärenden, Politik Englands vielleicht erfonnen sind, einem Freunde jener schmutzigen Politik, welche unterworfenen Völker nur als Lastthiere betrachtet, ohne ihnen dafür als Entschädigung das Pfllichtheil, Aufklärung und das Christenthum zu bieten. Herr Brook besinnet sich in diesem Augenblick wieder auf seinem Posten; er hat in acht Jahren für das Wohl von Borneo unendlich viel gethan und, nachdem er die leibliche Knechtschaft gebrochen, wird er die geistige Wohlfahrt durch Schulen und Missionäre entwickeln. — Welcher Contrast, wenn man hierbei einen Blick auf die niederländischen Colonien wirft, wo 250jähriger Besiß nichts gefördert hat, als Production von Kaffee und Zucker, und wo es ein Verbrechen wäre, eine Schule zu errichten.*)

Ich hatte bei meiner Ankunft in Pontianak meine Wohnung im Fort bei dem Militair=Commandanten genommen, der hier mit zwei

*) Ein Seitenstück zu dieser niederländischen Verfahrungsweise in Indien bet früher auch die im Caplande dar, wo der sonst so wehlwollende und aufgeklärte Gouverneur General Jansens noch im Jahre 1804 ausdrücklich die Ertheilung von Lese- und Schreibunterricht an die Hottentoten, womit die christlichen Missionsstationen, besonders die Herrenhuter begannen hatten, verbot. Eine ähnliche Politik befolgten schon die alten Incas in den eroberten Landschaften Peru's, wo es nur Schulen

anderen Offizieren die 80 Mann starke Besatzung commandirte. Das Fort ist ein Erdwerk, eine einfache Redoute mit zwei Bastionen, und einem mit Wasser und Zugbrücke versehenen Graben, einer hölzernen Kaserne, hölzernem Pulvermagazin und drei zu dem kleinen Raum im Verhältniß stehenden Offizierwohnungen. — Die Wohnungen des aus dem Assistent-Residenten und vier Unter-Beamten bestehenden Civil-Per-sonals lagen zwanzig Schritt vom Fort am Ufer des Flusses; zweihundert Schritt stromaufwärts durch einen guten Weg mit dem niederländischen Etablissement in Verbindung, befindet sich der chinesische Stadttheil, etwa 100 Häuser begreifend. Ihm gegenüber das eigentliche Pontianak, vielleicht aus 4- bis 500 malaiischen und bugischen Häusern bestehend, auf der Halbinsel, welche der hier mündende Fluß Landak mit dem Kapuas bildet. Die Lage ist sehr malerisch, und gleich im Vordergrund erscheint die hölzerne Moschee und der ebenfalls hölzerne Dalem, d. h. Serail, Wohnung des Sultans. Das ganze Bild ist belebt durch einen rastlosen Verkehr malaiischer und chinesischer Kähne und Handelsfahrzeuge.

Der Kapuas ist bei Pontianak zwischen 4- und 500 Schritt breit. An beiden Ufern desselben, circa eine halbe deutsche Meile stromaufwärts, ziehen sich, abgefordert von dem eigentlichen Pontianak, ununterbrochen chinesische und malaiische Häuser mit Gärten und Reisfeldern hin. Diese ganze Landschaft ist jedoch verhältnißmäßig wenig bebaut, denn der undurchdringliche morastige Urwald, welcher sich vom Fluß selten über 400 Schritt entfernt und parallel längs dem Strom sich hinzieht, umschließt den ganzen Landstrich. Der Boden ist hier durchgehend flach und morastig, und der Wald verhindert jede Aussicht auf die 15 bis 20 Meilen landeinwärts sich erhebenden Gebirge.

Die geringe Reis-Cultur, welche sich nur auf die schmalen, längs dem Strom sich hinziehenden, Felder beschränkt, steht natürlich in keinem Verhältniß mit einer Bevölkerung von 12- bis 15000 Seelen. Neun Zehnthelle derselben leben vom Handel, und es ist Reis aus dem Innern oder von Java, wovon Pontianak existirt. — Dagegen versehen die landbautreibenden Chinesen den Markt mit Salat, Bohnen, Spinat,

für die oberen Stände gab und bei schwerer Strafe verboten war, das gemeine Volk etwas zu lehren, damit es nicht übermüthig werde und den Staat erschüttere. Dasselbe geschieht noch heute in den nordamerikanischen Sklavenstaaten. (v. Humboldt's Ansichten der Natur. 3. Ausg. II, 386.)

Kohl, jungen Erbsen und mehreren andern indischen Gemüsen. Ihr Fleiß verschafft der Bevölkerung von Pontianak einen großen Genuß. Ebenso beschäftigen sich die Chinesen mit Hühnern, Enten und Schweinezucht. Man genießt hier, wie auf den meisten Plätzen des Archipelagus, die durch chinesischen Fleiß gelieferten Erquickungen, ohne über den großen Nutzen dieses industriellen Volkes weiter nachzudenken, und ich wiederhole, daß es unbegreiflich ist, daß die niederländische Regierung, welche seit Jahrhunderten die Chinesen benutzt und den ungeheuren Einfluß kennt, welchen deren Colonisten auf Handel, Landbau und Handwerke in Java und Sumatra ausgeübt haben, keine bessere Anwendung von chinesischen Colonisten zu machen weiß. Aber das ist es nicht allein. Im Gegentheil werden die auf Sambas, Pontianak, Banjar-massin ansässigen Chinesen sogar stiefmütterlich behandelt und von der Regierung zurückgesetzt, während man den ohnmächtigen und ungerechten malaiischen Fürsten förmlich den Hof macht, und aus lauter Artigkeit und Respekt ihren täglichen Ungerechtigkeiten durch die Finger sieht. Wäre diese Politik gut und zweckmäßig, so könnte man höchstens dazu schweigen. So aber ist sie im Gegentheil die unzumäßigste, die Holland je ausübte, die aufgewärmte alte javanische Politik, welche man auf Länder anwendet, deren Zustand man bis jetzt nur halb verstanden hat.

Ich machte einen Besuch im chinesischen, unter dem Namen Kampong-China bekannten, Stadttheil. Die 100 bis 120 hölzernen kleinen Häuschen, bildeten eine 3- bis 400 Schritt lange Straße. Beinahe alle Häuser waren Waaren- und Verkaufslager und gehörten den Fürsten und einigen reichen Malaien von Pontianak, welche dieselben auf dem an die niederländische Regierung gehörenden Grund und Boden aufbauten und nun zu übertrieben hohen Preisen an die Chinesen vermieteten. Dieser unverzeihliche Fehlgriff der Regierung hatte nur zur Folge, daß sämtliche chinesische Kaufleute blutarm waren, und die meisten nur von einem Tage zum andern lebten; während, wenn die Regierung einen Vorschuß von 100,000 Gulden nicht gescheut und die Gebäude selbst aufgebaut und zu mäßigen Preisen an die Chinesen überlassen hätte, dies Capital in zehn Jahren zurückgezahlt worden wäre, und Pontianak wäre vielleicht jetzt schon zweimal so blühend und groß; ein solches Verfahren hätte mehr chinesische Ansiedler nach Pon-

tianak gebracht. Ein anderer, sehr wichtiger, Nachtheil war der Einfluß, welchen die Fürsten hierdurch auf die chinesische Bevölkerung ausübten, die in ihrem Hauptlebensbedarf von ihnen abhängig wurde. Diesen Einfluß auf die Bevölkerung zu gewinnen, was das unablässige Streben der niederländischen Regierung hätte sein müssen, ließ man in unverantwortlich kurzsichtiger Weise sich nehmen. Der Fehler wurde aber im Jahre 1847 schreiend groß. Der ganze chinesische Stadttheil brammte total ab, und jetzt, wo sich die Gelegenheit fand, den Fehler gut zu machen, wollte es das Unglück, daß der Resident eine Reise ins Innere unternommen hatte; der Commis, Herr D., welcher während dieser Zeit leider sein Stellvertreter war, hatte so große Eile, daß, trotzdem der Resident täglich zurück erwartet wurde, er den Fürsten unbegreiflicher Weise den Aufbau wieder bewilligte. — Als der Resident einige Tage nachher zurückkam, war der Fehler geschehen, und für lange Jahre dafür gesorgt, daß Pontianak in Schmutz bleibt und sich nicht heben kann.

Seitdem die Gerichtsbarkeit von Pontianak in die Hände der niederländischen Regierung übergegangen war, erwartete man mit Recht, daß die Willkürlichkeiten und offenbaren Raibereien, wodurch bis dahin die Herren von Pontianak sich wie alle übrigen malaiischen Fürsten auf Borneo, einen Ruf gegründet hatten, aufhören würden. Dies geschah denn auch größtentheils; die Regierungsbeamten haben es am besten Willen nicht fehlen lassen. Daß es bis jetzt nicht ganz gelungen ist, hat mehrere durch die Beamten nicht zu beseitigende Ursachen.

Die fürstliche Familie von Pontianak stammt von einem angesehenen arabischen Geschlechte ab. Vor circa 100 Jahren erschienen dieselben als Seeräuber und zugleich als Ansiedler auf Pontianak. Der damalige Sultan, malaiischer Abstammung, nahm sie gut auf und trat ihnen ein Stück Land ab. Die ungebetenen Gäste machten sich jedoch bald zu Herren des Landes, und vertrieben die angestammte Fürstenfamilie. Der jetzige Sultan ist ein Enkel jenes Usurpators, ein Greis von 70 Jahren, allgemein geachtet und verehrt wegen seiner Rechtlichkeit und Frömmigkeit. Ihm ist nichts Böses nachzusagen, und außerdem ist er jetzt so alt und lebensmüde, daß er sich um wenig oder nichts mehr bekümmert. Dagegen hat er einen Anhang von Verwandten, namentlich aber drei jüngere Brüder, welche ehrgeizig, hab-

süchtig und intrigant sind, und deren Einfluß der niederländischen Regierung sehr schädlich entgegenwirkt. — Der Sultan sowohl, als seine Brüder, beziehen ansehnliche Gehalte von der Regierung, welche sie für ihre früheren Einkünfte mehr als entschädigen. — Bis jetzt haben sie mit vielem Glück einen Schein von Souverainität bewahrt, welche sie gar nicht besitzen, und der Bevölkerung von Pontianak sind ganz verkehrte Ideen über das Verhältniß der niederländischen Regierung eingeimpft worden. — Es ist unglaublich, und dennoch wahr, daß die Bevölkerung der Meinung ist, die niederländische Regierung zahle an den Sultan eine Abgabe (assal), so daß sie eigentlich Vasallin des Sultans sei. Auf diese Weise sucht man das Gehalt, welches die fürstliche Familie als Entschädigung erhält, zu deuten. Bei der großen Lauheit, welche die Regierung bis jetzt in allen Angelegenheiten Borneos gezeigt hat, und bei den außerordentlichen, den Fürsten erwiesenen Ehrenbezeugungen, findet das vollen Glauben, und entfremdet natürlich die Bevölkerung der niederländischen Autorität. Der Einfluß, welchen die Regierung im Innern des Landes zu erlangen suchte, litt auf dieselbe Weise Schiffbruch, weil die Fürsten von Pontianak stets als Vermittler und Unterhändler gebraucht wurden. Ich will hier eine kurze Schilderung der Brüder des Sultans beifügen, welche die Sache etwas anschaulicher machen wird.

Bangheran Bhandara ist der ältere der Brüder; ein dicker Herr zwischen 50 und 55 Jahren, welcher von einer chinesischen Mutter abstammt und deshalb auch wahrscheinlich wenig arabische Züge in seiner Physiognomie hat. Da er von allen Brüdern den Luxus am meisten liebte, so fehlte ihm gewöhnlich Geld, und die Mittel, sich welches zu verschaffen, haben in der letzten Zeit sehr abgenommen. Die Geduld der niederländischen Regierung hat in dieser Hinsicht bereits harte Proben bestanden; Gleiches war mit zahlreichen Privaten von Pontianak der Fall. Namentlich wurde das Haupt der Chinesen Ho-Tuhan durch ihn beinahe ruiniert. In der Hoffnung durch den vorgepiegelten Einfluß von Bangheran Bhandara einträgliche Pachten von der Regierung zu erhalten, hatte er nach und nach 20,000 Gulden hergegeben. Noch vor 15 Jahren war der Handel zwischen Pontianak und Cochinchina und einigen andern Plätzen des Archipelagus ziemlich lebhaft; die zahlreichen Geschenke, welche der Bangheran sich jedoch

von jedem Schiffe ausbat, machten, daß diese nach und nach wegblichen. Von der Regierung wurde er Jahre lang als Unterhändler, in allen Missionen an die Fürsten im Innern gebraucht, und er hat die Rolle des Boock als Gärtner meisterhaft gespielt. Der Regierung stellte er sich als den Mann vor, welcher allein Einfluß bei den Fürsten im Innern habe, und bei den letzten war er der Alleinige, der das volle Vertrauen der Regierung besaß, in dessen Hand Krieg und Frieden lag. Der Regierung schilderte er die Verhältnisse im Innern schwierig und geheimnißvoll, die kriegerische Stimmung vorherrschend. — Den geängstigten malaiischen Fürsten im Innern, welche durch die offene Lage ihrer armseligen Dörfer am Ufer eines großen Stromes, sich jedem Schooner auf Gnade und Ungnade ergeben mußten, sagte er: Kinder! gebt Geld, und ich werde bei der Regierung ein gutes Wort für euch reden, aber macht nichts ohne mich, sonst seid ihr verloren. Diese Täuschungen führte er zwanzig Jahre geschickt durch. Wollte ich die zahlreichen einzelnen Thatfachen hier niederschreiben, welche man sich von ihm erzählt, wo er die niederländische Regierung noch feindseliger dupirte, so würden einige Bogen nicht ausreichen; für diejenigen, welche die Geschichte Borneos in den letzten zwanzig Jahren genauer kennen, erinnere ich nur an die Besetzung Sintangs im Innern und an den Anfall der Chinesen von Sambas auf das Fort von Pontianak; anderer Dinge nicht zu gedenken. Es gab nur zwei Wege, welche die Regierung einschlagen konnte, entweder mußte der Pangheran so reichlich bezahlt werden, daß er seine angeborenen diplomatischen Talente zum wirklichen Vortheil der niederländischen Regierung verwendet hätte, oder noch besser, er mußte ohne Weiteres nach Sumatra oder Java geschickt werden, um nicht wieder zu kommen.

Ein zweiter Bruder des Sultans, dessen Namen ich nicht weiß, weil er unter dem allgemeinen Titel Jaksa bekannt ist, ist die eigentliche Pforte der Gerechtigkeit in Pontianak, wodurch die Bevölkerung erst an den niederländischen Residenten gelangt. Er ist angestellter Gerichtschreiber (Jaksa), und, wenn man bedenkt, wie die malaiische und chinesische Bevölkerung durch den Einfluß der Fürsten und Araber abgeschlossen und über die wahre Gewalt der niederländischen Regierung absichtlich getäuscht wird, so wird man begreifen, daß Niemand den Muth hat, den Jaksa zu umgehen, und dieser schaltet dann mit

den etwanigen Klagen nach seinem Belieben, d. h. er rapportirt an den Residenten, was er will. Namentlich aber steht er in dem Ruf, daß man sehr fühlbare Gründe, es sei in Goldstaub oder Dollars bei sich tragen muß, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Die acht bis zehn in blau mit gelb gekleideten malaiischen Polizeidiener des Residenten sehen dergleichen gewichtige Gründe eben so gern, und auf diese Weise kommt dann gewöhnlich wenig zur Kenntniß und Untersuchung des Residenten. Ich erinnere mich mehrerer Fälle, wo sehr bedeutende Diebstähle bei Chinesen verübt wurden, und wo ich selbst fragte, warum klagt ihr nicht? — „Weil wir wissen, daß uns dies nichts hilft, war die Antwort.“ Auf diese Weise kommen nur große, Auffsehen verbreitende Verbrechen, als Mord u. dgl. bisweilen zur gerichtlichen Entscheidung. Andere Verbrechen, wie Diebstähle und bisweilen arge Mißhandlung von Leibeigenen, werden ignorirt. Diese Diebstähle und Räubereien sind aber so frech und alltäglich geworden, daß die Bevölkerung, namentlich die chinesische, außerordentlich hierbei leidet; ich selbst bin während eines Aufenthalts von einigen Monaten vier oder fünf Male bestohlen worden.

Höchst sonderbarer Weise sind es die Diener und Leibeigenen der Fürsten, welche bekanntermaßen die privilegirten und alleinigen Diebe sind. Das Verhältniß ist folgendes: Auf ganz Borneo existirt ein eigenthümliches Verhältniß von Dienstbarkeit. Will jemand als Diener sich engagiren, so leiht er eine Summe Geld von 10 bis 100 Gulden, so lange er die geliehene Summe nicht zurückgezahlt hat, bleibt er, so zu sagen, als Pfand im Hause, und muß arbeiten, wofür er Essen und Kleidung erhält. Gefällt ihm sein Schuldherr nicht, so geht er zu einem andern und leiht eine zweite Summe, womit er die erste bezahlt, und er tritt nun in des zweiten Herrn Dienste, und so weiter. Diese Leute heißen orang-ber-utang *). Jeder etwas wohlhabende Einwohner von Pontianak besitzt einen oder mehrere dieser Schuldner, und jeder der Fürsten zwanzig bis vierzig, der Sultan vielleicht hundert. Diese Leute machen es denn leicht, ein zahlreiches Gefolge bei öffentlichen Gelegenheiten zu zeigen, und eine Art Scheinpomp zu schaffen. Da dieselben aber kein Gehalt beziehen, und, was Essen und Kleidung anbelangt, nur dann erhalten, wenn ihre Arbeit

*) Schuldner, wörtlich verschuldeter Mann.

gefordert wird, sie während der vacanten Zeit aber angewiesen sind, sich selbst zu ernähren, so hat sich hierdurch eine Diebsbande der frechsten Art von einigen hundert Köpfen gebildet; besonders sind es die Diener des Saksja selbst, welche der Ruf als besonders freche Diebe bezeichnet. An und für sich sind alle Drang ber-utang mit wenig Ausnahme aus keiner guten Schule hervorgegangen. Meist Spieler und Opiumraucher nehmen sie endlich, gezwungen zum Arbeiten, unter obengenannten Verpflichtungen eine Summe Geld auf, gehen auch häufig mit der Schuld durch; diejenigen aber, welche keine Lust zum Arbeiten haben, treten in den Dienst der Fürsten, und nähren sich alsdann mit Stehlen.

Ein dritter Bruder, ebenfalls eine angesehene Persönlichkeit, ist Pangheran Muda, ein kleines Männchen. Er ist die herumwandelnde Zeitung von Pontianak, unterhält einen lebhaften Briefwechsel mit Batavia und weiß in Folge dessen alles Neue aus erster Hand. Ob es nun ein geschicktes Manöver von ihm oder Dummheit des Publikums ist, daß er in dem Ruf steht, geheime Rapporte an die Regierung in Batavia abzuschicken, weiß ich nicht; ich glaube beides. Gewisser ist es, daß ansehnliche Leute den Pangheran Muda für sehr gefährlich hielten und ihm stark den Hof machten. Er selbst spielte sehr den Anspruchslosen, kam alle Wochen einmal nach dem Fort zu Fuß mit einem oder zwei Dienern, erzählte alles Neue von Batavia, aß etwas Rasberry mit Torte, welche die Haushälterin des Commandanten besonders gut verfertigte, ging hierauf zum Commis, hörte und erzählte und zuletzt noch zum Residenten. Die andern Tage machte er unter demselben Manöver Besuche bei den angesehensten Chinesen.

Ich erhielt eine officiële Einladung vom Residenten, mich bei Gelegenheit, ich weiß nicht, welchen Festes, einer Staatsvisite anzuschließen, woran alle Beamte und Offiziere Theil nehmen mußten. Wir fuhren um 7 Uhr Morgens in zwei Kähnen hinüber nach der Landzunge, wo das sogenannte Palais des Sultans dicht am Ufer steht. Es ist ein umfangreiches, aber sehr obscur aussehendes, schmutziges Gebäude. Wir wurden durch Ehrenschüsse aus einigen alten Geschützen begrüßt. Vom Ufer, wo wir ausstiegen, bis nach dem Thor des Gebäudes, eine Entfernung von ungefähr 100 Schritt, war die Garde des Sultans zu beiden Seiten in Spalier aufgestellt. Hätte ich Gelegenheit und Zeit gehabt, so würde ich eine Skizze entworfen haben, so würdig sah die-

selbe aus. Es waren nämlich sämtliche bereits beschriebene Drangberatung oder Bagabonden an diesem Tage entboten. Sie hatten alte verwitterte Uniformen aus dem vorigen Jahrhundert, desgleichen Tzaks, wahrscheinlich beide Stücke auf einer Auktion in Batavia aufgekauft; einige besaßen Patrontaschen und Gewehre, andere nur Gewehre. Als wir durch die Reihen hingingen, wurde das Gewehr präsentiert, und hierbei bemerkte man denn, daß bei einigen Gewehren die Schösser fehlten, bei anderen mit Bindfaden angebunden waren. — *La garde ne se rend pas, elle meurt, elle meurt*, flüsterte mir der Commandant zu. — Der Zweck dieses Possenspiels war nichts anderes, als daß, da die Regierung eine Besatzung von 80 Mann im Fort hat, der Sultan durch eine noch zahlreichere Machtentfaltung in den Augen der Bevölkerung nicht nachstehen wollte.

Wir wurden in ein großes Gemach geführt, dessen schwarze hölzerne Wände alles Schmuckes entbehrten. Hier war eine lange Tafel zu circa 60 Bedecken servirt. Der alte ehrwürdige Sultan, seine nächsten Verwandten, nebst den angesehensten Arabern, Malaien und Bugies von Pontianak empfingen uns. Wir nahmen nach der strengsten Rangordnung Platz; der Resident zur Rechten des Sultans, der Commandant zur Linken, hierauf die Beamten und Offiziere, genau nach ihrem Dienstalter und Rang; ein sehr peinliches Manöver. Unser Frühstück war schon vor unserer Ankunft servirt, und bestand aus 20 bis 30 Schüsseln allerlei malaiischen und chinesischen Backwerks. Letztes verkaufen die Chinesen zu geringem Preis täglich auf dem Markt, erstes wird in den malaiischen Familien selbst angefertigt, und ist gewöhnlich ein Gemisch von Reismehl, Kokosnussmilch und Zucker in Kokosöl gebacken, in verschiedenen Formen und Arten. — Will man die Sache aber sehr fein machen, so nimmt man anstatt Del sogenannte arabische Butter (*minjah sappi*). Was dieses *minjah sappi* eigentlich ist, ob Rindstalg oder eine Art Butter, ist mir nie klar geworden; es bildet einen arabischen Handelsartikel und wird ziemlich viel eingeführt. Es hat aber einen abscheulichen Geruch und Geschmack, ungefähr, wie altes übelriechendes Rindstalg. Außer diesem köstlichen Ambrosia war das berühmte Getränk aus Tausend und einer Nacht, Sorbet, aufgetragen. Mir kam es vor, wie ein Brechmittel; es bestand nämlich aus nichts anderm, als Zuckerwasser mit Zimmt und Gewürz-

nägeln abgekocht. Hiermit wurden denn verschiedene Gesundheitsgetränke getrunken, und der Resident und einige Honoratioren hielten Anreden. Der Commandant und der Resident waren die erbittertsten Feinde, wie dies in allen kleineren Garnisonen und Etablissements beinahe ohne Ausnahme der Fall ist. Welche Wirkung hätte hier ein Glas englisch Porter-Bier *) hervorgebracht; — beide wären sich gewiß versöhnend in die Arme gesunken, wenn unter dieser Bedingung es zu erlangen gewesen wäre.

Das ganze Ceremoniell dauerte übrigens zum Glück nur funfzehn Minuten. Aber hiermit war erst ein Viertel der Folter überstanden. Wir ruderten, nachdem wir unter Trommelwirbel, Präsentiren von Gewehren ohne Schösser, Puffen der Feuerschlünde wieder in die Schuppen gelangt waren, zu meinem geschilderten Freunde Bangheran Bhandara. Ihn zum Ruhme sei es nachgesagt; hätte er gekonnt, wie er wollte, er hätte uns nicht nur Porter-Bier, sondern auch Champagner vorgesetzt, und gewiß tapfer mitgetrunken, aber dies wäre ein zu arger öffentlicher Verstoß gegen den Koran gewesen. — Es gab also wieder Backwerk und wieder Sorbet; auch befanden sich hierbei einige schöne europäische Torten. Auch der Sorbet war durch Zusatz von Vanille und Rosen-Essenz etwas erträglicher gemacht — kurz Bangheran Bhandara zeigte sich hier als Gentleman, wie überhaupt seine ganze Einrichtung geschmackvoller und glänzender war; das Tafel-Service bestand zum großen Theil aus Silber. Dabei wußte der Bangheran einen so gemüthlichen Ton anzunehmen, und machte auf so joviale Weise die Honneurs, erzählte Anekdoten, daß jeder, der Neinicke den Fuchs nicht gelesen hatte, ihn wirklich lieb gewinnen mußte. Die Hauptüberraschung bestand aber in einer Tafel-Musik, und zwar von einer Gesellschaft Malaien ausgeführt, welche der Luxus liebende Bangheran nach Batavia geschickt hatte, wo dieselben eine Anzahl Galops, Walzer, Mazureks und Quadrillen, ohne jede Notenkenntniß, nach dem Gehör recht fertig spielen gelernt hatten. Diese kleine Ca-

*) Englisches Bier wird in Indien sehr viel getrunken, und man consumirt davon mehr, als man im europäischen Klima vertragen könnte. Gleiches ist in Westindien der Fall, da das Malz sich zur Belebung der europäischen, durch das tropische Klima sehr herabgestimmten Natur sehr heilsam erwiesen hat.

pelle bestand aus zehn bis zwölf Personen, und bewies ein den Malaien angeborenes Talent für Musik. — Nachdem wir auch bei Panzheran Muda und der fühlenden Gerechtigkeit, dem Saksa, unsere Aufwartung gemacht — kamen wir ermattet und zerknirscht wieder in unsern Wohnungen an. Ich berechnete, daß jährlich acht- bis zehnmal solcher Visiten zu machen sind, welche jedesmal mindestens zu vier Glas Sorbet auf den Betheiligten veranschlagt, in Summa eine Conjunction von vierzig Gläsern jährlich im Dienst der Regierung den Beamten aufzuerlegt, ein den Magen, und somit das Gemüth sehr herabstimmendes, Mittel. Ohne Skrupel könnte man jedem Offizier und Beamten eine eigene Zulage bewilligen, mit dem Zweck sich jedesmal von dem ausgestandenen Nebelsein wieder kuriren zu lassen.

D. von Kessel.

Anmerkung zu S. 333: Es soll heißen orang-utan und nicht orang-utang. Utan heißt Wald und utang Schuld, daher orang-utan Waldmensch, während orang-utang Schuldner bedeutet.

Anmerkung zu S. 352. Die von den Dajakern und Malaien in Borneo angewendete Reis-Cultur ist die trockene, sogenante Laddang, welche nur wenig Ertrag liefert. Zur Anwendung der nassen (Sawa) gehöret eigentlich Zugvieh, welches auf Borneo sich nicht befindet. Dagegen haben die Chinesen eine Methode, mittelst welcher sie auch ohne Vieh eine nasse Cultur bewerkstelligen. Wäre es möglich, diese Methode in ganz Borneo einzuführen, so würde die Hungersnoth, welche jetzt jährlich in verschiedenen Gegenden herrscht, aufhören.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1853

Band/Volume: [1](#)

Autor(en)/Author(s): Kessel Oskar v.

Artikel/Article: [Reise von Sumatra nach Pontianak auf Borneo im Jahre 1846 331-367](#)